



Andro L.

Schwester Lukana

Andro L.
Schwester Lukana
Novelle

Aus: Das Landhaus, Eine literarische Monatsschrift,
Herausgeberin Toni Schwabe, Heft 6,
Landhausverlag, Jena, 1919

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Johannes Vermeer, Study of a Young Girl

Schwester Lukana

Es war ein großer Schmerz für Schwester Lukana, als sie den Diphtheriepavillon der Kinderpflegestätte verlassen mußte, um in ein neugegründetes Soldatenspital einzutreten.

Zuerst hatte sie sich allerdings auch vor dem Kinderspital in der großen Stadt sehr gefürchtet, denn sie hatte ihr Kloster, das auf felsiger Höhe über einem schäumenden Fluß lag, und in das sie als kleines Waisenkind von Verwandten eingekauft worden war, kaum je verlassen, außer einmal, wo sie den Krankenpflegekursus in der nächsten Provinzstadt gemacht hatte. Als nun der Ruf an sie erging, die in Lazarette berufenen Pflegerinnen des Kinderspitals zu vertreten, faßte sie zuerst große Angst. Denn sie hatte eine phantastische Vorstellung von der Schlechtigkeit und Teufelsbereitschaft der großen Stadt, und wäre es möglich gewesen, den Gehorsam zu verweigern, sie hätte es gern getan.

Es wurde übrigens nicht so schlimm. Eine alte Nonne brachte sie an ihren Bestimmungsort, es war Abend, als sie ankam, und von den Gefahren der

Großstadt sah man einstweilen noch nichts im Kinderspital. Mitten in der Nacht gab es zwar einen großen Schrecken, denn plötzlich machte sich vor den Fenstern ein so höllisches Rattern und Fauchen bemerkbar, zugleich mit einem so entsetzlichen Gestank, daß Schwester Lukana zitternd vermeinte, der Böse künde sich hier an, zur Strafe für ihre innere Widersetzlichkeit. Aber Schwester Leokadia aus dem gleichen Zimmer meinte kichernd, dies wäre nur das Automobil des Herrn Professors, der nachts zu einer Trachöotomie geholt worden war. Von Automobilen hatte Lukana wohl gehört, aber nie eins gesehen, denn die bergige schotterbestreute Straße ihres Klosters wurde sorgfältig von ihnen gemieden. Am Morgen lernte sie es dann kennen, doch verlor sie das Grauen davor niemals völlig.

Im übrigen aber wurde es viel besser im Diphtheriepavillon als sie erwartet hatte. Er lag weit draußen vor der Stadt, in einem großen Garten, wo man glauben durfte, auf dem Lande zu sein. Sie liebte ihre kleinen Patienten zärtlich, und wenn doch einmal einer sterben mußte, schmückte sie ihn schön mit weißen Rosen und betete für seine Seele. Am schönsten aber wurde es zu Weihnachten, wo es einen großen Christbaum gab und wundervolles Spielzeug, das reiche Leute dem Spital spendeten.

Schwester Lukana konnte sich selber nicht sattspielen an den Eisenbahnen, Unterseeboten, Luftschiffen und bunten Puppen, die ihre karge Klosterkindheit nie gekannt hatte.

In diese glückliche Zeit fiel wie ein Donnerschlag der Befehl, nunmehr in ein Lazarett einzutreten und Soldaten zu pflegen. Vor Männern überhaupt und Soldaten besonders aber hatte Schwester Lukana die heftigste Angst. So still war ihre Klostereinsamkeit doch nicht gewesen, daß sie nicht von Schrecken und Gefahren wußte, die von ihnen kamen. Natürlich kannte sie Männer, wenn man selbst von Sr. Hochwürden, dem Beichtvater und dem Klostergärtner absah: einmal die Aerzte, dann die Insassen des Greisenasylys, wo sie auch gepflegt hatte. Aber Soldaten schienen ihr etwas besonders Wüstes und Rohes zu sein, und sie hatte das Gefühl, schweren Dingen entgegen zu gehen, als sie — äußerlich demütig, doch innerlich voll Auflehnung — von ihren Kindern Abschied nahm.

Schon das Lazarett war seltsam genug, denn es war als Filialspital eines nahen großen Krankenhauses in einem alten Adelspalast eingerichtet worden, dessen kostbare Seidentapeten, Holzvertäfelungen und darin eingelassene Gobelins nicht überall hatten entfernt werden können. Diese

stolze und etwas unhygienische Pracht kontrastierte seltsam genug mit den schlichten Eisenbetten und den blitzenden Instrumentenkästen neben dem schneeweißen Operationstisch. Doch die Soldaten fand Schwester Lukana besser, als sie gefürchtet hatte: in ihren Spitalshemden waren sie fast ebenso harmlos und gutmütig wie ihre kleinen Diphtheriepatienten, und es schien gar kein so großer Unterschied, diese hier ebenso zu baden, zu heben und zu pflegen.

Womit sie sich aber nicht zurechtfinden konnte, das waren die Hilfspflegerinnen, junge elegante Damen, denen sie, die Berufspflegerin, eine Art Vorgesetzte war. Täglich kamen diese bunten Vögel in prächtigem Gefieder angeschwirrt, das sie für zwölf Stunden mit dem blau und weiß gestreiften Spitalskittel vertauschten, um dann wieder in ihre eigenste Welt zurückzuflattern. Die meisten waren eifrig und viele auch geschickt, doch sie brachten etwas Fremdes mit in Rede und Ton, in Aussehen und Art, das der Schwester unsympathisch war. Vermochte sie sich aber nicht mit den Hilfspflegerinnen zu befreunden, so hatte sie umso mehr Glück bei ihnen. Viele hatten noch nie mit einer Nonne gesprochen, und da das Spital anfangs noch nicht sehr besetzt war, blieb auch Zeit zu

Gesprächen: ob Schwester Lukana wirklich nicht ins Theater gehen dürfe? Ob sie nicht einmal zu einer kleinen Abendgesellschaft kommen wolle — Mama würde sich so freuen! Ob sie aus unglücklicher Liebe ins Kloster gegangen sei? Sie sei süß und entzückend. Wert von Gabriel Max gemalt zu werden, schwärmte eine kleine Komtesse. Nein, Gabriel Max sei ein Kitschier, sie käme wie aus einem Bilde des Quattrocento heraus, sagte eine ernste junge Malerin im Pflegekittel. Schwester Lukana wurde rot und blaß bei solchen Gesprächen. Unsanft fuhr sie die Damen an, ob sie denn gar nichts zu tun hätten? Der Herr Primarius habe über den Mangel an Tampons geklagt und die Operationshandschuhe von heut morgen seien auch erst einmal in Lysol gebadet worden. Die Schar stob auseinander, aber Schwester Lukana fühlte doch mehr als sie es hörte, wie sie Gesprächsthema war und blieb und haßte sie dafür.

Einmal geschah etwas, was sie ganz aus der Fassung brachte. Sie kam aus dem Operationszimmer, da strich die Malerin an ihr vorbei und sagte: »Schwester Lukana, Sie haben da einen großen Blutfleck auf Ihrer Haube, so können Sie nicht ins Krankenzimmer gehen« — und mit einem energischen Ruck streifte sie ihr die

festanliegende Flügelhaube ab. Lukana stand einen Augenblick da mit bloßem Haupt; sie hatte sich schon lange nicht scheren lassen und war darum nicht kahl, sondern ihre blonden weichen Haare lagen wie die eines Knaben um ihren Kopf. Aber es war ihr als ob sie eisig friere und sie stürzte hinauf in den Ankleideraum. Als sie, weißgestärkt und steifgeflügelt, mit ihren leisen Schritten wieder hinunterkam, hörte sie, wie die Malerin ernst und sachlich sagte: »Sie hatte natürlich gar keinen Fleck, ich wollte nur sehen, wie ihr Haar ansetzt; sie sah reizend aus, ganz fein und licht wie ein Knabe.« Schwester Lukana war es, als ob sie geschändet und preisgegeben worden sei. Sie hätte sich am liebsten auf das Mädchen gestürzt und es geprügelt. Dann fiel ihr ein, daß man solchen Anfechtungen nicht nachgeben dürfe, aber sie richtete fortan kein Wort mehr an die Malerin.

Als die ersten Sonnenstrahlen kamen, wurden die Genesenden in den Garten geleitet, und nun brachte fast täglich eine der Hilfsschwestern ihren Kodak mit, um stimmungsvolle Gruppen von Verwundeten und Pflegerinnen aufzunehmen. Schwester Lukana stellte sich stets so, daß sie nicht mit auf das Bild kam. Gern hätte sie das Photographieren verboten, aber die Patienten waren glücklich, Bilder nach

Hause schicken zu können. Sie beneidete Schwester Cornelia, die Nonne aus dem zweiten Stockwerk, die inmitten des gleichen Treibens ruhig und phlegmatisch ihre Pflicht tat, ohne so von Stürmen der Abneigung geschüttelt zu werden, wie sie.

In einer linden Frühlingsnacht hatte Lukana die Wache. Sie ging zuerst von Bett zu Bett und inspizierte, auf die Hilfsschwester wartend, die mit ihr wachen sollte, dann streckte sie sich in den Lehnstuhl und verfiel in den Dämmer Schlaf der Pflegerin, die schon ein Blick erwecken kann. Als sie aufschreckte, stand die Malerin vor ihr.

»Sie, Schwester Emma?« fragte Lukana stirnrunzelnd. »Ich denke Schwester Klara ist heute an der Reihe.«

»Sie ist nicht wohl und bat mich, sie zu vertreten. Ich tat es gern, denn ich wollte mit Ihnen sprechen, Schwester Lukana. Es scheint, daß Sie mir ausweichen.«

»Sie haben gegen die heiligen Gesetze meines Glaubens gesündigt,« sagte Lukana scharf.

»Womit, Schwester Lukana? Dadurch, daß ich sehen wollte, welche Farbe Ihr Haar hat?«

»Das kümmert niemanden.«

»Schönheit ergreift, wo immer man sie findet.«

»Wir kennen keine Schönheit.«

»Und Ihre herrlichen Heiligenbilder? Und Ihre Heiligenmaler, die oft fromme Mönche waren?«

»Rippenfellentzündung Nummer zwei muß einen frischen Eisbeutel haben,« befahl Schwester Lukana.

Schwester Emma tat gehorsam ihre Pflicht, dann setzte sie sich Lukana gegenüber. Sie war eine große schlanke Person von etwa dreißig Jahren mit dunkeln und reinen Zügen und einem Blick, dem Lukana auswich, weil seine Festigkeit sie erschreckte.

»Sie müssen mich in meinem Atelier besuchen, Schwester Lukana,« sagte sie.

»Das ist gegen unsere Regel.«

»Verwandte dürfen Sie an freien Tagen doch besuchen.«

»Sie sind nicht verwandt.«

»Ich will Ihnen schönere heilige Bilder zeigen, als Sie jemals gesehen haben. Wer übrigens kontrolliert Sie hier?«

»Ich mich selber — das genügt,« sagte Lukana, sich erhebend. Schwester Emma sagte nichts. Sie betteten einen Verwundeten anders. Dann begann Emma wieder: »Sie werden Sonntag zu mir kommen, nicht wahr?«

»Das ist gegen die Regel,« wiederholte Lukana.

»Sie unterstehen hier nur den Regeln der Pflegerinnen, nicht jenen der Ordensschwwestern. Der

Herr Primarius wünscht übrigens selbst, daß Sie ein wenig hinauskommen. Er hat es erst gestern gesagt.«

Sie sah Lukana mit ihren ernstesten dunkeln Augen an und diese fühlte, daß es vor diesem Blick kein Nein geben würde.

So blickte sonst nur noch ihre Oberin, und die war fern.

Sie beschloß, Schwester Cornelia zu fragen, ob sie Sonntag wohl ausgehen solle. »Warum nicht?« meinte diese phlegmatisch; sie selbst war am vorigen Feiertag erst bei Verwandten gewesen. Niemand fand etwas dabei, niemand sträubte sich, als Lukana am Sonntag das Haus verließ, auf jedem Schritt ihres Weges hoffend, daß jemand käme, sie zurückzuholen.

Schwester Emma wohnte nicht sehr weit, in einem kleinen altmodischen Gartenhäuschen, in das man erst gelangte, wenn man ein schmutziges, kindererfülltes Vorstadthaus passiert hatte. Hier aber war es still und sauber — und etwas ärmlich, was Lukana zutraulicher machte, denn sie hatte erwartet, daß alle Hilfspflegerinnen im Privatleben elegante Modepuppen wären. Schwester Emma trug einen Leinenkittel, ähnlich der Spitalskleidung, die sie Lukana vertraut machte. Das Atelier war Arbeits-, Schlaf- und Speiseraum zugleich. Schöne Bilder standen herum, doch sie waren nicht von Schwester

Emma selbst. Diese nannte Namen, die Lukana nie gehört hatte: Fra Angelico da Fiesole, Dürer, Giotto.

Wüst sah es hier überhaupt nicht aus, sondern mehr nach Dürftigkeit und ernster Arbeit. Man sprach vom Spital und Schwester Emma frug nicht, ob Lukana aus unglücklicher Liebe ins Kloster gegangen sei, was die andern immer taten. Sie fragte überhaupt nicht. Als sie sich an einem Glase Milch gestärkt hatten, streifte Schwester Emma die Aermel in die Höhe und sagte ruhig und sachlich: »Nun werde ich Sie skizzieren.«

Ehe Lukana etwas sagen konnte, strich Schwester Emma über ihren Kopf, Lukana griff hastig nach ihrer Haube, aber sie fühlte statt dessen etwas Weiches über ihrem Haar: einen Kranz roter Rosen, der vorhin über einer Säule gehangen hatte. Schwester Emma schob sie vor einen Spiegel: »Sehen Sie sich doch einmal an!«

Lukana sah sich in ihrem schweren schwarzen Habit, den Rosenkranz auf dem kurzen blonden Haar. »Wie häßlich ist das!« sagte sie angewidert.

»Es ist häßlich, weil Sie das da anhaben,« sagte Schwester Emma und mit einem mal hatte sie ihr das schwarze Gewand abgezogen und die härene Unterkleidung. Mit stählernem Blick nagelte sie

Lukana an der Stelle fest. Dann griff sie nach ihrem Reißbrett.

Lukana stand still, von draußen strich eine frische, von Lindenduft getränkte Luft herein, aber sie fror nicht. Sie dachte nur: »Ich bin verloren. Was für ein Kind war ich noch, als ich dachte, der Böse könne sich im Fauchen eines Automobils verbergen. Hier ist er — in den Augen der Schwester Emma sitzt er — aber ich kann mich nicht regen, trotzdem ich weiß, daß ich verloren bin . . .«

Von den Rosen ging ein wunderbarer Duft aus. Die Gestalten von den Bildern rings um sie schienen zu ihr herunterzusteigen. »Ist das schön!« dachte sie. »Was für ein unbeschreibliches Glück, dies erlebt zu haben!« Eine seltsame Vorstellung überkam sie. Es war ihr, als flöge sie durch die Luft. »Bin ich nicht schon einmal so geflogen?« dachte sie. »Zu einem Tanzplatz irgendwo in den Bergen? Und dann heimgekehrt, am Morgen, und keiner wußte, wo ich gewesen war? Und Schwester Emma flog mit und viele andere . . .« Ihre Sinne verwirrten sich. Dies alles *war* doch schon einmal! mußte sie immer wieder denken. Ihr war es als ob sie gleite. Dann hörte sie die Stimme der Schwester Emma. »Sind Sie müde?«

»Vom Fliegen?« fragte Lukana verwirrt.

»Vom Modellstehen,« sagte Emma, und ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, daß Lukana dachte: sie weiß! O, sie weiß!

»Es ist Zeit zu gehen,« sagte Schwester Emma. »Sie sprechen nicht darüber, nicht wahr? Doch wozu sage ich das! Sie kommen ja wieder!«

Sie brachte Lukanas Tracht mit ein paar geschickten Handgriffen in Ordnung und warf selbst einen dunklen Mantel über. Schweigend gingen sie durch den lauen Spätfrühlingsnachmittag. Niemand schien die beiden ernstesten schweigsamen Pflegerinnen zu beachten. Vor dem Spitalspalast stand der wachhabende Unteroffizier und grüßte respektvoll. Schwester Emma wartete auf dem Bürgersteig, bis das Tor hinter Lukana zugefallen war.

* * *

Noch ein paar Tage ging Schwester Lukana im Spital umher, aber so blaß und verstört, daß es allen auffiel. Am vierten Tage wurde sie ohnmächtig. Zum Glück war die Operation, bei der sie instrumentiert hatte, eben vorüber, sonst hätte das Leben des Patienten gefährdet sein können. Der Primarius hob sie selbst auf, und als man sie entkleidete, sah man Blut an ihr herunterrieseln und machte eine ebenso

sonderbare wie schauerliche Entdeckung: sie war um die Mitte mit einem dreifachen Stachelgürtel gegürtet, dergleichen es in alten Klöstern noch gibt. Der Primarius entfernte ihn, gab Befehl, das Ding sofort zu vernichten, verband die Wunden und murmelte wütend etwas von »tiefstem Mittelalter« und »knapp an einer Sepsis vorbei«. Dann schrieb er einen Brief an die Oberin des Klosters, daß Schwester Lukana sich bei ihrer übrigens sehr dankenswerten Tätigkeit überanstrengt habe, daß es dringend notwendig sei, sie sich nunmehr im Kloster erholen zu lassen, und daß sie infolge ihrer offenbar nervösen Veranlagung nicht mehr zu Pflegediensten herangezogen werden solle. Lukana sagte nichts, als man sie auf die Eisenbahn lud und fortschickte. Sie wußte nicht, was für ein Schicksal sie im Kloster erwarten würde. Aber daß sie nicht beichten könnte, wußte sie.

»Fängt die auch schon an!« sagte der Primarius zornig zum Assistenten, als er sich am nächsten Tag über eine ungeschickte Hilfsschwester geärgert hatte. »Auf die sollte doch Verlaß sein, hat man immer gehofft! Aber dieser Bußgürtel war natürlich als Sühne gedacht für einen Mann, dem sie zu tief in die Augen geschaut hat. Verlassen Sie sich darauf, ich bin Psychologe. Am Ende war es der schwarze

Oberleutnant auf Nummer sechs! Oder hat die Schwester sich in *Sie* verliebt, Doktor Kohn?«

»Herr Primarius verzeihen,« sagte der Assistent und dienerte entsetzt, »wie das mit dem Herrn Oberleutnant ist, weiß ich nicht, aber was mich anbelangt, so kann ich auf das Bestimmteste versichern . . .«

»Na, dann bin ich es wahrscheinlich gewesen,« sagte der Primarius, indem er aus dem Operationsmantel fuhr und den immer enger werdenden Uniformrock zuzuknöpfen versuchte. »Sie war übrigens gar nicht übel. Ich möchte wirklich wissen, wer . . .«

Und er warf im Gehen einen wohlgefällig prüfenden Blick in den Spiegel, der schmal und hoch von der kassettierten Decke bis zum Parkettfußboden niederging.
